

Über Josef Pieper

Fernando Inciarte (Münster)

Dreiundneunzigjährig ist der Philosoph Josef Pieper am Donnerstag, dem 6. November 1997, in Münster gestorben. In einem kleinen westfälischen Dorf nahe Münster wurde er geboren, und in Münster verbrachte er die meiste Zeit seines Lebens. Bodenständigkeit war seinem Wesen nicht fremd, auch in geistiger Hinsicht nicht. Er war, was man früher einen katholischen Philosophen genannt hätte, und wollte sicherlich so betrachtet werden. Ungeniert schrieb er bisweilen so, als würde er sich nur an eine rein katholische Leserschaft wenden, und vielleicht auch deshalb ging der Kreis seiner Leser und Hörer weit darüber hinaus. Noch der neunzigjährige las mit nicht geringem Erfolg an der Universität Münster, an der er sich nach dem Krieg habilitieren konnte. Ihr ist er trotz in- und ausländischer Rufe bis zuletzt treu geblieben.

Bodenständig also in jeder Hinsicht. Und doch: Nicht nur, daß seine Werke in viele, auch außereuropäische Sprachen übersetzt wurden und nach wie vor viel gelesen werden (im Spanischen und im Englischen mehr noch als im Deutschen). Er selber war in der Welt, wohin er immer wieder zu Vorträgen bis ins hohe Alter aus seiner heimischen Klausur aufbrach, überall zu Hause. „Kosmopolitischer Eremit“ wurde er deswegen einmal genannt.

Er scheute sich nicht, Thomas von Aquin seinen „Lehrmeister“ zu nennen. Aber wer in ihm primär einen Thomisten sehen oder aus seinem Werk vor allem Auskünfte über den unfreiwilligen Namensgeber des Thomismus gewinnen möchte, würde sich sehr in ihm täuschen. Ebenso wenig scheute er sich nämlich, Thomas zu instrumentalisieren. Ihm war dieser nie Zweck an sich selbst, sondern immer nur Mittel zum Zweck, und zwar zu dem Zweck, selber möglichst viel zu verstehen und möglichst klar zu sehen. Dabei half ihm Thomas erheblich mehr als beispielsweise Sartre, von dem er im übrigen, wie von vielen anderen Autoren (Philosophen oder nicht), auch unbekümmert zehrte, wo immer er es für richtig hielt. Ein Blick in das Personenregister irgendeines der Bände seiner im Meiner-Verlag von Berthold Wald herausgegebenen Gesammelten Werke genügt, um die nicht unbeträchtliche Reichweite seiner Beutezüge festzustellen. Mit anderen Worten: Er war mehr Philosoph als Wissenschaftler, und in diesem Sinne vielleicht doch altmodisch.

Das deutsche Modell der „investigation exacte“, von dem Marcel Proust sagen konnte, daß sie in seiner Jugendzeit dabei war, sogar die Sorbonne zu erobern, war seinem Denken ebenso fremd wie etwa demjenigen Heideggers – was allerdings keine Geringschätzung einschloß. Trotzdem erzählte er gern von einer Abschiedsvorlesung in Harvard, bei der der einundachtzigjährige Alfred N. Whitehead (Mit-

verfasser der *principia mathematica*) mit erhobener Stimme verkündet hatte: „*exactness is a fake*“ (Exaktheit ist Schwindel), so als würde er sagen ‚Der Herr ist mein Hirte‘.

Was dem alten Whitehead wohl mehr als „Exaktheit“ galt, das ist, was der erste Verleger Piepers im Englischen, der Literaturnobelpreisträger T. S. Eliot, als sicheren Gewinn aus der Lektüre von Piepers Schriften in Aussicht stellte: Einsicht und Weisheit. Doch mit diesem Spruch ist es wie mit Piepers Schriften überhaupt: Beide sind hintergründiger, als deren unpräventöse Natürlichkeit vermuten läßt. Was die Werke angeht, so machte Eliot selber die Erfahrung, daß Piepers Stil doch nicht so einfach im Englischen wiederzugeben war, wie die Transparenz der Sprache es zunächst vermuten ließ. Die Erfahrung hing wohl mit dem zusammen, was einer der von Pieper gern ausgebeuteten Autoren einmal so umschrieb: „Wenn man vor dem natürlichen Stil steht, ist man wohlthuend überrascht, denn man dachte, einen Autor vor sich zu haben, und man entdeckte einen Menschen.“ (Pascal)

Beinahe anstößig wirkt dagegen die Unbescheidenheit der Fragestellung, mit der Pieper die Spielregeln der akademischen Zurückhaltung ignorierte. War es üblich, sich mit der unverbindlicheren Form einer „Einführung in die Philosophie“ zu begnügen, kommt Pieper direkt zur Sache, wenn er fragt: „Was heißt (und was soll) Philosophieren?“ Mit der Unbekümmertheit, wie sie vielleicht nur dem Anfangenden möglich ist, formuliert er 1932 im Titel seiner damals viel beachteten Schrift „Die Neuordnung der menschlichen Gesellschaft“ (ein Kommentar zur Sozialenzyklika „*Quadragesimo anno*“) die Richtung seines Denkens. Seine Kernthese lautete damals, daß die sozial-revolutionäre Forderung nach „Entproletarisierung des Proletariats“ nur dann die verheißene Befreiung bringen kann, wenn auch die geistige Haltung überwunden wird, die der immer totaler werdenden Arbeitswelt der Moderne zugrunde liegt.

Wo er sich um 1933 mit der sozialen Seite dieses Phänomens auseinandersetzt, folgt sehr bald ein Publikationsverbot. So argumentiert Pieper auf der Grundlage eines differenzierten Gerechtigkeitsbegriffs gegen den antiliberalen „Umbau der Gesellschaft in eine Gemeinschaft“ und erinnert in seiner Schrift „Vom Sinn der Tapferkeit“ an den unbedingten Vorrang der Gerechtigkeit (Das Lob der Tapferkeit hängt von der Gerechtigkeit ab, lautet der provozierende Vorspruch). Das war 1934. Trotzdem hat er die Ehre, als Oppositioneller zu gelten, niemals für sich in Anspruch genommen. Also so weit eine ganz normale Biographie in einer nicht ganz normalen Zeit: weder heldenhaft noch ohne Würde. Dietrich Bonhoeffers postum erst vor wenigen Jahren erschienene „Ethik“ dokumentiert vielleicht am besten den Wirkungsgrad aller Schriften Piepers aus dieser Zeit.

Nach 1945 folgt dann eine ebenso illusionslos-nüchterne Auseinandersetzung mit den Zwängen der sich neu formierenden geistig-kulturellen Lebenswelt des Westens. In „Platons Kampf gegen die Sophistik“ entdeckt Pieper eine unvermutete Aktualität unter den Bedingungen der Mediengesellschaft: „Mißbrauch der Sprache (bedeutet am Ende stets) Mißbrauch der Macht.“ Noch 1953 lautet die provozierende These: „Wir sind alle Proletarier“ – sofern wir es nicht fertig bringen, eine verkrampte Selbstbeschränkung auf das Nützliche und Machbare und einen nur ästhetisch befriedigenden Historismus zu überwinden. Ohne ihre kultischen

Wurzeln wird „die Muße müßig“ – wie die Philosophie nach Pieper schließlich belanglos wird außerhalb ihres Bezuges auf eine (nicht notwendig christliche) Theologie. Als eine seiner Hauptaufgaben betrachtete er es, klar zu machen, was Tugenden wie Tapferkeit und Maß, Gerechtigkeit und Liebe, aber auch Hoffnung und Glaube als Richtbilder des menschlichen Verhaltens von ihren täuschendähnlichen Fehlformen unterscheidet. Von dem geschichtlichen Provinzialismus, in der je eigenen Zeit die wechselnde Spitze des menschlichen Fortschritts zu sehen, ist er stets auf Abstand gegangen.

Ähnlich dem einen Tag vor ihm verstorbenen Isaiah Berlin erhob Josef Pieper keinen Anspruch auf eine eigene Philosophie. Machte aber Berlin den modernen Begriff einer frei schwebenden Freiheit zu seinem zentralen Thema, so Pieper eher den traditionellen Begriff einer realitätsgebundenen Freiheit. Dabei verwies er auf zwei Phänomene, durch die negative und positive Freiheit jeweils pervertiert werden: Anarchie und Totalitarismus. Der Siegeszug der freien Marktwirtschaft macht den Berlinschen Freiheitsbegriff heutzutage attraktiver als den Pieperschen. Aber gerade in einer Zeit, die sich fortschreitend von zumal christlich-traditionellen Vorstellungen abwendet, tut man gut daran, sich darauf zu besinnen, was dieser Zeit nicht nur vorausgegangen ist, sondern sie auch ermöglicht hat. Um es einmal mit Hegel und Heidegger zu sagen: das Gewesene bleibt unser Wesen. Für eine solche Besinnung dürfte kaum etwas so aufschlußreich sein wie Piepers Übersetzung solcher zumal philosophischen Anschauungen in eine allgemein verständliche Sprache, die ohne Verflachung auskommt.

Fernando Inciarte, im November 1997